

»Ist die Ökologie nicht nur der äußere Schein«, fragt Radkau angesichts der ebenso rücksichtslosen wie unbürokratischen Durchsetzung indischer Deichbauprojekte, »handelt es sich nicht im Kern um einen sozialen Konflikt, und zwar um einen von welthistorischer Tragweite: um die Durchsetzung der modernen Machtapparate gegen die alten bäuerlichen Welten?« Und, so könnte man weiter fragen, liefert der Kampf der Öko-Bewegung gegen den Klimawandel nicht das, wovon nationale und selbst imperialistische Politiker nur träumen

konnten: Eine weltweit gültige Interventionsvollmacht? Vielleicht, so könnte man nach Lektüre von Radkaus *Opus maximum* spekulieren, läge die bislang nicht absehbare *master story* der ökologischen Ära in der Entwicklung einer Ökologie des ökologischen Engagements und der aufsteigenden Öko-Bürokratie, in einer Selbstregulierung, die der Natur ihren Lauf und den Menschen ihre Freiheit ließe.

Joachim Radkau: *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*, C. H. Beck, München 2011, 782 S., € 29,90.

Rudolf Walther

Zaghafter Lebensbericht

Die Erinnerungen von Hans Maier

Rudolf Walther

(* 1944) ist Historiker und freier Publizist. Er arbeitet für Schweizer und deutsche Zeitungen und lebt in Frankfurt/M.

rudolf.walther@t-online.de



Hans Maier, Politikwissenschaftler und Professor (1962-70 und 1988-1999 tätig an der LMU München), Politiker (1970-1986), Präsident des Laien-Katholizismus (1976-1988), Orgelspieler (sein »ältester Beruf«), Ehemann und Vater von sechs Töchtern, hat seine Erinnerungen geschrieben. Der Leser fragt sich schon früh, warum der 80-Jährige sich dem Exerzitorium unterzogen hat, diesen trockenen Rechenschaftsbericht zu schreiben.

Auf der zweitletzten der gut 400 Seiten seiner Autobiografie *Böse Jahre, gute Jahre. Ein Leben 1931 ff.* schreibt Hans Maier, der ehemalige bayerische Kultusminister: »Es ist kein ›Blick zurück im Zorn‹. Meinem mittlerweile langen Leben, den bösen und

guten Jahren, die ich erlebt habe, stehe ich ganz gelassen gegenüber. (...) Ich bin dankbar für alles. Überhaupt lobe ich lieber, als dass ich tadle (auch in diesem Buch). ›Abrechnungen‹, zumal im Alter, sollte man vermeiden.« An die drei in diesen Sätzen enthaltenen Versprechen – kein Zorn, rundum Dankbarkeit, keine Abrechnungen – hält sich Maier – im Prinzip. Wer das Buch von vorne liest, wird Maiers Versprechen relativieren.

Aber auch die Einhaltung der drei Versprechen bildet ein Problem. Wer sich strikt an sie hält, wird zum Buchhalter seines Lebens, was nichts Verwerfliches ist, aber nicht unbedingt spannende Lektüre verspricht. Fast auf jeder Seite hat der Leser das Gefühl, dass Maier – einer der Klugen unter den Konservativen in diesem Land – entschieden mehr zu sagen hätte über Bildungspolitik, den bayerischen Spezl-Sumpf, die katastrophale Ignoranz des römischen Regiments gegenüber einer lebendigen deutschen katholischen Laienbewegung und über eine Universitätsreform, die das heruntergekommene stän-

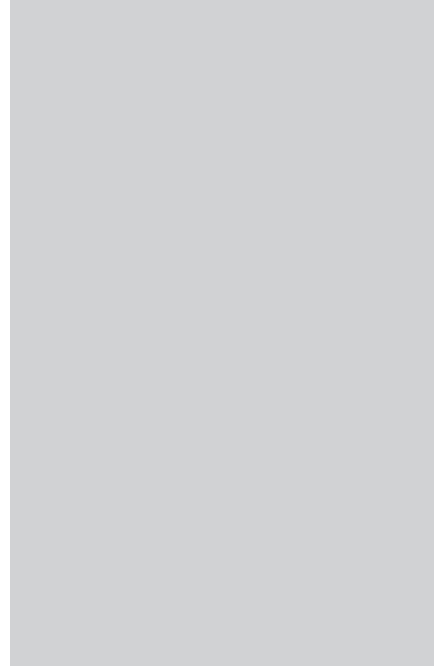
dische Ordinarienregiment der Universitäten vor 1968 beendete, aber die Herrschaft nur perspektivenlos-technokratischen Wissenschaftsmanagern übergab, deren Meisterstück (noch) unter der »Firma« Bologna läuft.

Zeitumstände während Schule und Universität

Hans Maier stammt aus kleinbürgerlichen, katholischen Verhältnissen im Badischen und verlor früh seinen Vater. Katholisch waren im Badischen die armen Leute, protestantisch die bürgerlich gut situierten, mit dem großen Unterschied, dass die Katholiken für den Nationalsozialismus weniger anfällig waren als die Protestanten. Maier wurde davon stärker geprägt als er sich später – als Funktionär des Laienkatholizismus, Befürworter der Ökumene und Kultusminister – anmerken ließ. Seine Mutter brachte die Familie unter schwierigen Verhältnissen durch. Einzig ihr Sohn Hans machte Abitur und musste sich bis zu seiner Habilitation von den kleingewerblichen und bäuerlichen Verwandten die Frage gefallen lassen, ob er es wohl zu mehr bringe als zum »ewigen Studenten«. Genau das wurde er nicht, sondern zum jüngsten Professor in Bayern 1961, den nur die Absolventinnen des Kindergärtnerinnenseminars, an dem er vor der Habilitation unterrichtete, »Hänschen« nannten.

Zuvor hatte Maier promoviert mit einer historisch-politischen Arbeit über die christliche Demokratie. Die Arbeit gilt mit sechs Auflagen bis heute als ein Standardwerk genauso wie seine Habilitationsschrift über die Entstehung und Entwicklung der deutschen »Policywissenschaft«, die mit Polizei im heutigen Sinne wenig, mit Politik viel zu tun hat.

Auf die Schul- und Studienzeit in Freiburg folgte der Ruf an die Universität München, wo er zusammen mit Eric Voegelin das Fach »Politikwissenschaft« an der Fa-



kultät für Staatswissenschaft aufbauen sollte. Faktisch lief das auf eine aparte Arbeitsteilung hinaus, in der Voegelin »die Wissenschaft« repräsentierte und Maier die immense Arbeit bewältigte – die Massenabfertigung von Lehramtsstudenten in den Fächern Geschichte, Sozialkunde und Politik. Maiers großes Engagement für eine Hochschulreform hat in dieser Erfahrung als »Kärrner« eines Stars ihren lebensgeschichtlichen Grund.

Wenn man von der Beschreibung des Elternhauses und der zahlreichen bäuerlichen Verwandtschaft am Oberrhein absieht, die Maier eindringlich beschreibt, bleiben die Zeitumstände ziemlich diffus, in denen er aufwuchs und studierte. Die Zäsur der Währungsreform von 1948 beschreibt er mit einem einzigen, obendrein hochproblematischen Satz: »Jeder Deutsche in den drei Westzonen hatte 40 Deutsche Mark in der Tasche.« Die Geburt der Bundesrepublik aus solcher Egalität ist natürlich eine ebenso schlichte Lebenslüge

wie das Gerede von der Stunde Null. Ähnlich konturlos bleibt auch Maiers Bericht über die Studienzeit in Paris Ende der 50er Jahre und die intellektuelle Atmosphäre in Heideggers Freiburg.

Im Kapitel über »das lange Jahr 1968« lässt Maier seinen Vorsatz, ohne Zorn zu berichten, schnell fallen. Über die Ursprünge und Motive der weltweiten Protestbewegung erfährt der Leser so wenig wie über das politische Klima – geprägt von der Großen Koalition und den geplanten Notstandsgesetzen, dem Vietnamkrieg, dem Sechstagekrieg in Israel, dem Prager Frühling und dem Pariser Mai. Maier stellt die Studentenbewegung dar, als ob es sich dabei nur um lokale Störungen von Rektorsratsübergaben und anderen akademischen Ritualen in Bayern gehandelt hätte. »Diesen Leuten überlasse ich nicht die Universität. Ich werde eine Gegenbewegung gründen«, schwor sich der junge Professor am 23. Februar 1968. Maiers Resümee: »Sicher ist eines: Von 1968 datiert eine (bis heute anhaltende!) Unsicherheit über das Gewaltproblem – über das, was der Staat gegenüber gewaltübenden Einzelnen wie Gruppen kann, soll, darf, muss.« Es ist nur eine rustikale Vereinfachung, die Protestierenden als Ursache des »Gewaltproblems« hinzustellen. Aus der Grobschlächtigkeit hilft auch kein rhetorisches Anführungszeichen. Hier bespielt einer die Orgel mit Boxhandschuhen und grobem Schuhwerk an den Füßen.

Bedenklicher jedoch ist, dass Maier die Gründung seiner »Gegenbewegung« in Form des »Bundes der Freiheit der Wissenschaft«, dem nach dem 18. November 1970 rund ein Drittel der deutschen Hochschullehrer beitraten, mehrfach als »Widerstand« bezeichnet. Diese Wortwahl für die Aktivität eines Verbandes zur kollektiven Interessenvertretung wirkt unreflektiert aus dem Mund eines Politikprofessors, der die Gründung des »Geschwister-Scholl-Instituts« voran gebracht hat und weiß, was Widerstand wirklich bedeutet.

Über seine Amtszeit als Kultusminis-

ter liefert Maier einen Rechenschaftsbericht über bildungspolitische Gesetze für Kindergärten, Berufsschulen, Denkmalschutz und Lehrerbildung bis zu den Hochschulen und der Erwachsenenbildung. Der Bericht schildert die acht produktiven Jahre (1970-78) unter dem »Landesvater« Alfons Goppel und die acht eher unproduktiven Jahre (1978-86) unter dem »Bayernherrscher« Franz Josef Strauß. Maier gehörte nie zum inneren Zirkel der bedingungslosen Strauß-Anhänger wie Stoiber, Gauweiler, Tandler und Wiesheu. Diese vier haben in Maiers Autobiografie nur Statistenrollen und werden nur selten erwähnt. Nachdem Strauß Maier 1976 nachts um zwei und schwer angetrunken als »arroganten Professor« beschimpft hatte, blieb das Verhältnis der beiden beschädigt und verschlechterte sich noch, als sich Maier öffentlich gegen Strauß wandte. Dessen politisches Wirken umgab – so Maier – »ein Hauch von Vergeblichkeit« und endete in landesüblichen Intrigen.

Maier war zwölf Jahre lang Präsident des Zentralkomitees der Katholiken und als solcher verantwortlich für fünf Kirchentage. Er schildert seine Scharnierfunktion zwischen der Laienbewegung und dem Priestertum. Er engagierte sich für Laienrechte, Frauenrechte, Ökumene und eine aufgeklärte Sexualethik – letztlich für *Demokratie in der Kirche* – so der Titel eines Buches, das er 1970 zusammen mit Josef Ratzinger schrieb. Die Sensibilität, mit der er die Konflikte mit Rom darstellt, hätte sich der Leser auch gewünscht bei der Darstellung der studentischen Protestbewegung, die gegenüber verknöchert-autoritären Strukturen im Bildungswesen ebenso legitime demokratische Ansprüche anmeldete wie die katholischen Laien gegenüber dem anachronistischen Männerpriestertum.

Vier der sechs Töchter Maiers nahmen das Angebot des Vaters an, im Buch über ihre Schulerfahrungen als Töchter des Kultusministers zu berichten. Die heute zwischen 40 und 50 Jahre alten Frauen hatten

es nicht leicht, als eigenständige Personen und nicht als »KuMi-Phantome« wahrgenommen zu werden. Eine empfand die Begleitschutzpolizisten als »nette Männer«, die Zeit hatten und die Mädchen »ernst« nahmen. Die Töchter relativieren die stolze Leistungsbilanz des Vaters als Minister. Eine berichtet, dass es in ihrer Klasse 1981 – nach elf Jahren Maier im Kultusministerium – gerade mal 6 von 48 (!) Kinder aufs

Gymnasium schafften, eine zweite erinnert sich, dass der Vater nie nachfragte, »was wir da eigentlich lernen in der Realschule« (u.a. Saucen kochen und Faltenröcke nähen). Immerhin, eine bescheinigt dem Vater: »Du bist entspannter und netter geworden, seit Du nicht mehr Kultusminister bist.«

Hans Maier: Böse Jahre, gute Jahre. Ein Leben 1931 ff., C.H. Beck, München 2011, 420 S., € 24.95.

Frauke Hamann

Hans Keilson – Ein Jahrhundert-Leben

Da steht mein Haus – ganze 100 Seiten umfassen die »Erinnerungen« des Arztes, Psychoanalytikers und Schriftstellers Hans Keilson, beschlossen von einem Gespräch mit dem Göttinger Literaturwissenschaftler Heinrich Detering. Die Kürze dieser Aufzeichnungen, Keilsons Kunst des Andeutens und Anspielens machen diese knappe Autobiografie so außerordentlich. Gerade die Aussparungen scheinen den Raum zu bieten für die Verlusterfahrungen und die Trauer des Autors, der am 31. Mai im Alter von 101 Jahren verstorben ist.

Der 1909 in Deutschland geborene Jude Hans Keilson berichtet nicht chronologisch über sein Jahrhundert-Leben, vielmehr erkundet er »Inseln der Erinnerung« – Stimmungen und Erlebnisse der frühen Kindheit, Naturerlebnisse, das Miteinander der Eltern, erste Schmähungen und »unerwartete gehässige antisemitische Ausfälle« von Mitschülern. Sein Leben und seine Erinnerungen seien verätzt von den Schwaden der Zerstörung, schreibt er gleich zu Beginn. Die »innerliche Verknüpfung der Gedanken und Empfindungen, das Wiederaufrufen von Bildern« sei nötig, um die Verbindung von persönlichem Schicksal und den Einflüssen des Zeitgeschehens verstehen zu können.



Frauke Hamann

(*1955) ist Literaturwissenschaftlerin und freie Journalistin in Hamburg.

frauke.hamann@gmx.de

Keilson fallen Kindheitserlebnisse aus Freienwalde ein, einer Provinzstadt im Oderbruch, wo er zur Welt kommt. Die Landschaft, der Fluss, die Winter mit dem gefährvollen Schlittschuhlaufen sind ihm unvergessen, sie erscheinen bis heute in seinen Träumen. Die Eltern sind Kaufleute und betreiben ein Textilwarengeschäft. Der Vater zieht in den Ersten Weltkrieg, er bekommt das Eiserne Kreuz. Die Familie ist anerkannt: »Es bestand ein Einvernehmen ohne die geringsten Anzeichen eines späteren Wandels.« Wie ein Schlag trifft den Jungen, als er in der Schule Heinrich Heines Gedicht »Die schlesischen Weber« vorträgt, der Vorwurf, das sei Nestbeschmutzung. Fortan schneiden ihn die Klassenkameraden: »Das war eigentlich der Anfang der Nazizeit.« Nach dem Abitur 1928 studiert Keilson in Berlin Medizin, er soll später die Praxis seines Onkels übernehmen. Als der Vater sein Geschäft